

CLAUDIA HONEGGER

Michel Foucault und die serielle Geschichte

Über die »Archäologie des Wissens«*

Die deutsche Foucault-Rezeption hatte sich lange Zeit in ein eintöniges Hin und Her eingependelt: mit Schwung dafür, mit Leidenschaft dagegen. Daran mag die manichäische Begrifflichkeit des Autors nicht ganz unschuldig gewesen sein: Die Aufregung über seinen Denk- und Schreibstil erschwerte den unbefangenen Zugang zu seinen eigentlichen Neuerungen mit ihren kühleren, positivistischeren, verspielteren Seitentrakten. Es scheint an der Zeit, nach den globalen Stellungnahmen und theoriestrategischen Statements die Auseinandersetzung mit seinen Schriften detaillierter zu führen.

Foucault hat mancherlei theoretische Traditionen aufgenommen, miteinander verquirlt oder gegen den Strich gelesen: die der deutschen Philosophie von Kant über Hegel zu Nietzsche, die von Heidegger und Jaspers, die von Husserl zu Merleau-Ponty, die von Durkheim und Mauss zu Dumézil und Lévi-Strauss einerseits, zur *Soziologie des Heiligen* andererseits. Er ist den literarischen Fäden von de Sade, Baudelaire und Lautréamont zu Bataille, Blanchot und Klossowski, von den Sprachspielen Roussels zum Nouveau roman und zum Purismus von *Tel Quel* nachgegangen. Viel Verwirrung stiftete vor allem im deutschen und angelsächsischen Gemüt die Behendigkeit, mit der er von Tradition zu Tradition springt, der unbekümmerte Eklektizismus, mit dem er sich seine ›Theorien‹ zusammenstückelt, die anmaßend avantgardistische Attitüde, mit der er sich in allen Gebieten des Geistes und der Kunst in der Spitzengruppe der neuesten Moderne einzufädeln versucht.

Was auf dieser Seite des Rheins oft als schamloses Chamäleonspiel gedeutet wurde, erklärt andererseits viel von der Macht seines ereignishaften Einbruchs in die Pariser Kulturszene und seines Aufstiegs bis hinauf zum Hohen Stuhl im Collège de France. Gerade daß er nicht in eine einzige Schachtel paßte, daß er existentiell zwischen unterschiedlichen Ansprüchen hin- und hergerissen schien, daß er beinahe ein Fremder war, machte Foucault interessant für ein intellektuelles Milieu und einen Universitätsbetrieb, in welchem die Meister häufig genug farblose Doppelgänger heranzuzüchten pflegen. In Frankreich, wo literarische Qualität an humanwissenschaftlichen Texten noch immer hochgeschätzt wird, tat die Mixtur aus französischer Literatur und Literaturkritik, deutschem Philosophenduktus, Normalstil sowie nietzscheanischer Metaphorik ein übriges zu seiner Erhöhung. In Deutschland brachte ihm das nämliche Amalgam eher den

* Ich danke Mark R. Dubowy, der unermüdlich den Informationsfluß über den Rhein in Gang hielt. Vor allem aber danke ich Ulf Matthiesen, ohne dessen destruktive Kommentare dieser Aufsatz nicht seine jetzige Kontur gewonnen hätte.

Vorwurf der Mystifikation ein, was zum Teil bedingt war durch die unglücklichen Stileffekte, die eine Rückübersetzung der dem Deutschen entlehnten Substantivierungen in die Ursprungssprache erzielte. Und letzten Endes hat natürlich auch Foucaults radikale Parteinahme für ›das Ausgegrenzte‹ sowie seine kokette Wiederbelebung häretischer Denkfiguren zu den nicht immer scharfsinnigen, aber stets emotionsgeladenen Reaktionen beigetragen. Zwar ist er nicht eben der erste, der die Bornierungen der instrumentellen Vernunft, die Schattenseiten der Aufklärung, die Überhebungen des bürgerlichen Subjekts, die Kosten der okzidentalischen Rationalisierung gesehen hätte, – aber er ist vielleicht der erste, der es maßlos-systematisch und genüßlich-bombastisch tat. Sein Geschmack an der Zurückweisung, das Gemisch aus tragischer Weltsicht, großem Durchblick und nostalgischem Optimismus entsprachen einem Gestus der schillernden Revolte und ließen seine ungenannten deutschen Vorläufer als umständliche Melancholiker erscheinen, die sich noch einmal den ›Anstrengungen des Begriffs‹ unterzogen hatten.

Foucault wurde bekannt mit *Wahnsinn und Gesellschaft*, einer Art Lob der Torheit aus dem 20. Jahrhundert, er festigte seinen Ruhm mit *Die Ordnung der Dinge* und wurde nahezu sakrosankt mit der *Archäologie des Wissens*, einem schwer genießbaren Opus, geschrieben in monologischer Manier: Definitionen, Wortschöpfungen und Imperative redundant aneinanderreihend. Nicht untypisch für das Phänomen Foucault ist es, daß gerade diese *Archäologie* seine Unantastbarkeit und seinen wissenschaftlichen Ruf besiegelte, zugleich aber wenig rezipiert wurde. Zu fremd mutete es an, daß der Romantiker des Wahnsinns, der Verehrer Nietzsches und Batailles, der Literaturkritiker und Epistemologe ein so gänzlich abgehobenes, knallhartes Theorieprogramm zu entwerfen unternahm. Diesem Befremden gegenüber der archäologischen Programmatik soll im folgenden nachgegangen werden.

Foucaults Werdegang bis 1969

In seiner 1954 publizierten ersten Schrift *Psychologie und Geisteskrankheit* läßt sich eine über die damals gängige existentialistische Psychologie hinausweisende Historisierung des Welt-Begriffs aufspüren. Foucaults leitende Annahme ist es, daß die Definition von Krankheit als Abweichung von der Norm eine historisch entstandene »Kulturillusion« sei und daß sich in Wirklichkeit eine Gesellschaft in den Geisteskrankheiten, die ihre Mitglieder aufweisen, positiv ausdrücke. Über der Frage nach der historischen Entstehung der Geisteskrankheit entdeckt Foucault *das* große Thema seiner späteren Studien: die historisch-konzeptuellen Voraussetzungen einer Genese der (Human-)Wissenschaften. Bereits dieses erste Buch läßt sich demnach als ›archäologischer Approach‹ charakterisieren: Die neuzeitliche Wissenschaft der Psyche scheint sich der Meisterung und dem Ausschluß des Wahnsinns als Gesamtstruktur zu verdanken. Noch liegt allerdings der Akzent auf Psychologie, der ein bereits abgedunkelt-romantischer Wahn-

sinn als idealisierter Antipode entgegengehalten wird. In dessen Namen tritt erstmals die Frage nach Wahrheit in emphatischem Sinne auf den Plan:

Niemals wird die Psychologie die Wahrheit über den Wahnsinn sagen können, weil im Wahnsinn die Wahrheit der Psychologie beschlossen liegt. Bis in ihre Wurzeln hinabgetrieben wäre die Psychologie des Wahnsinns nicht Bemeisterung der Geisteskrankheit und damit Möglichkeit ihres Verschwindens, sondern Zerstörung der Psychologie selbst und Zutagefördern jenes wesentlichen, nicht psychologischen, weil nicht moralisierbaren Verhältnisses zwischen der Vernunft und der Unvernunft. Dieses Verhältnis ist in den Werken Hölderlins, Nervals, Roussels und Artauds gegenwärtig und sichtbar, allen Miseren der Psychologie zum Trotz, und verheißt dem Menschen, daß er eines Tages vielleicht, aller Psychologie ledig, frei sein könnte für die große tragische Begegnung mit dem Wahnsinn. (PG, 114 ff.)

Die tragische Weltsicht des Archäologen verbirgt sich hier noch hinter der historisierend bösartigen Kritik an der Psychologie und vor allem an den Psychologen; sie wird sich allmählich zu jener Apotheose des dunkelschönen Wahnsinns verdichten, mit der Foucault berühmt geworden ist. Diesem durchaus sprachmächtigen Wahnsinn freilich standen keine lallenden Dorftrötter, keine kreischenden Hysterikerinnen, keine Epileptiker oder Syphilitiker im Endstadium Pate, sondern »männliche Genies«, die oft in einsamem Unglück am Schreibtisch gegen die herrschende Vernunft andichteten. Mit *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961) – dem ersten Beitrag zur Entstehungsgeschichte der modernen Normalisierungsgesellschaft – will Foucault nicht länger die Konstituierung der Psychologie als Wissenschaft am Ende des 18. Jahrhunderts erfassen, sondern die Archäologie des vorangegangenen Schweigens selbst schreiben. Hierzu erhebt Foucault einen methodischen Anspruch, der ihm später obsolet erscheinen wird: die Geschichte einer totalen Situation zu schreiben, »eine Strukturuntersuchung der historischen Gesamtheit . . . zu leisten, die einen Wahnsinn gefangenhält, dessen ungebändigter Zustand in sich selbst nie wieder hergestellt werden kann«.

Zwei Jahre darauf erscheinen zwei auf den ersten Blick recht unterschiedliche Bücher: *Raymond Roussel*, ein literaturhistorischer Versuch, die Sprache Roussels vom Ruch der Pathologie zu befreien und mit »zentralen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts« zu verknüpfen; *Die Geburt der Klinik*, eine eindruckliche Beschreibung des Übergangs zur pathologischen Anatomie und deren Konsequenzen für die moderne Medizin. In beiden Studien tauchen dieselben Konfigurationen auf: die Verschiebung der Grenze zwischen Sichtbarkeit und Verborgtheit der Zeichen, der Einbruch des Todes ins Leben. Fast hat es den Anschein, als ob Roussels Verfahren Foucault den Schlüssel zur Dechiffrierung des Spiels zwischen ärztlichem Blick, krankem Körper und Tod geliefert hätte. Vielleicht ermöglichte ihm erst der Fokus Roussels, den ärztlichen Blick als romanhaften Protagonisten zu behandeln, der eine epistemologische Reorganisation der Krankheit bewirkte, »in der die Grenzen zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren neu gezogen« wurden. Das »Denken von außen«, das Foucault an Maurice Blanchot bewunderte und das den Stil seiner wissenschaft-

lichen Lyrik prägen wird, liebäugelte stets mit der ›positiven‹ Rolle des Todes. Daneben und in gewissem Ausmaß konträr dazu experimentiert Foucault in der medizinhistorischen Studie erstmals explizit mit einer neuen Methode für die Ideengeschichte: der sogenannten positiven Diskursanalyse. In rudimentärer Form finden sich hier bereits die leitenden Träume der *Archäologie des Wissens*.

Wäre nicht eine Diskursanalyse möglich, die in dem, was gesagt worden ist, keinen Rest und keinen Überschuß, sondern nur das Faktum seines historischen Erscheinens voraussetzt? . . . Der Sinn einer Aussage wäre nicht definiert durch den Schatz der in ihr enthaltenen Intentionen, . . . sondern durch die Differenz, die sie an andere wirkliche und mögliche, gleichzeitige oder in der Zeit entgegengesetzte Aussagen anfügt. So käme die systematische Gestalt der Diskurse zum Vorschein.

(GK, 15)

Wie aber läßt sich der Plan einer solchermaßen ›positiven‹ Diskursanalyse vereinbaren mit Foucaults Vorliebe für eine Metaphorik des Todes, für die Erfahrung vom Mangel der Zeichen, für die Schwarze Erotik? Der Archäologe hat sich 1969 in einem Interview mit Paolo Caruso folgendermaßen geäußert:

Lange Zeit herrschte in mir ein schlecht gelöster Konflikt zwischen der Leidenschaft für Blanchot, Bataille und andererseits dem Interesse für gewisse positive Studien wie die von Dumézil und Lévi-Strauss. Aber eigentlich haben diese beiden Richtungen, deren einziger gemeinsamer Nenner vielleicht das religiöse Problem bildet, in gleicher Weise dazu beigetragen, mich zum Gedanken des Verschwindens des Subjekts zu führen. Die Erfahrung der Erotik bei Bataille und die Erfahrung der Sprache bei Blanchot verstanden als Erfahrungen der Auflösung, des Verschwindens, der Verleugnung des Subjekts (des Sprechenden und des erotischen Subjekts) haben mir den Gedanken nahegelegt, den ich, vereinfacht gesagt, auf die Reflexion über die strukturalen und ›funktionalen‹ Analysen in der Art von Dumézil oder Lévi-Strauss übertragen habe. Mit anderen Worten: die Struktur bzw. die Möglichkeit eines strengen Diskurses über die Struktur führt uns, glaube ich, zu einem *negativen* Diskurs über das Subjekt, zu einem Diskurs, der dem von Bataille und Blanchot analog ist.

(SW, 24)

Die fließende Rede dieses interviewten Ich, das seine Gedanken vom Verschwinden des Subjekts von Angesicht zu Angesicht an den empathischen Mann bringt, mochte sprachanalytisch orientierte Kritiker zu einem generellen Sinnlosigkeitsverdacht führen. Dieser Verdacht ließ sich mit allerlei anderen schönen Stellen erhärten, etwa dem mokant-provokativen Schlußsatz aus *Die Ordnung der Dinge* (» . . . daß der Mensch verschwindet, wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand«), den ein Teil der gebildeten Welt wie einen Fehdehandschuh aufgriff. Foucaults Interview-Äußerung legt nahe, daß derartige Formulierungen eher als probende Berufungen der geheimen Analogien zwischen *Aminadab*, der *Geschichte des Auges*, den *Gesetzen der Gastfreundschaft* und *Traurige Tropen* aufzufassen sind. Die Redeweisen Aktaions, der Blick des neuen Orpheus und der Strukturalismus hätten dem Archäologen zu gleichen Teilen und erst, nachdem sie als analoge Kommentare zur epochalen Schrumpfung des Subjekts erkannt waren, die

Augen geöffnet für das Prinzip der reziproken Ausschließung von Sprache und Mensch. Foucaults Geschichte dieser Exklusion hat alle Qualitäten eines kosmogonischen Märchens: Einst herrschte die Sprache, der Mensch erfreute sich einer heiteren Inexistenz. Als dann die Sprache sich verstreute, trat der Mensch auf den Plan. Nun sammelt sich die Sprache wieder, dem Menschen droht der Untergang.

Foucault unterscheidet in *Die Ordnung der Dinge* (1966) drei große Perioden des Bruchs im okzidentalen Denken: eine erste, die das klassische Zeitalter in der Mitte des 17. Jahrhunderts einleitete, eine zweite, die am Anfang des 19. Jahrhunderts die Schwelle unserer modernen Epoche bezeichnete, und eine letzte, die wir erst allmählich wahrzunehmen beginnen, seit mit Nietzsche und der modernen Kunst die Wiederkehr der Sprache begann. Foucaults archäologischer Ansatz scheint freilich nicht allen Perioden in gleicher Weise adäquat zu sein. Genialisch sind manche Passagen, in denen Foucault den Übergang zur Klassik, den Übergang von der *Ähnlichkeit zur Theorie der Repräsentation* beschreibt und sich in verwirrender Mimikry seinem Gegenstand anschmiegt, so daß kaum noch zwischen Darstellung und deutender Auslegung zu unterscheiden ist. – Die zweite Schwelle kennzeichnet Foucault durch das Verschwinden der Theorie der Repräsentation und des Diskurses sowie durch die Geburt des Menschen als positive Gestalt im Feld des Wissens. Die Schwelle unserer Modernität werde von der Kantschen Kritik markiert. Der Rückzug von Denken und Wissen aus dem Raum der Repräsentation habe die neue Positivität der Wissenschaften und die Transzendentalphilosophie entstehen lassen. Dieses Dreieck aus Kritik, Positivismus und Metaphysik des Objekts sei konstitutiv für das europäische Denken seit Beginn des 19. Jahrhunderts bis zu Bergson. – Die Analyse der dritten Schwelle sowie deren termini ad quem, das schon berufene Verschwinden von Subjekt, Sinn usw., statt ihrer die Wiederkehr der Sprache, scheint dagegen eher Pariser Partialerfahrungen zu systematisieren. Die Faszination durch das Sein der Sprache hat eine ihrer mächtigsten Wurzeln zweifellos in der französischen Rezeptionsmanier des ›deutschen Geistes‹. Am Anfang steht Nietzsche, immer wieder Nietzsche, die Neue Musik, Kafka. Es folgen Roussel, der Surrealismus, Artaud, Bataille, Blanchot, die uns die Literatur als Erfahrung gegeben hätten, als Erfahrung des Todes, der Wiederholung, der Endlichkeit. *Die Sprache ist wieder da* (es fragt sich nur, ob es denn wirklich dieselbe sei, die einst abhanden kam), und *der Mensch geht unter*.

Das war 1966, als die Negative Theologie, das psychologische Ding-Universum des Nouveau roman, der Sprachformalismus und die semiologische Emphase von *Tel Quel* die Pariser Bühne beherrschten. Der Einbruch der Politik in den Alltag brachte die Proklamation vom Tod der ›bürgerlichen‹ Literatur schlechthin. Ten years after, Ende der siebziger Jahre, rächten sich die Verstorbenen, Subjekt und Literatur, mit einer schnellen Zwischenmode: Individuelle Mythologie, Neue Subjektivität, Neue Innerlichkeit eroberten die Szene, Schreiben galt noch einmal als Weg der Selbstfindung und Literatur als autobiographisch-therapeutisches

Bekanntnisterrain, in dem Ich-Erzähler des Neuen Sozialisationstypus Rendezvous mit alten Narzißten und ›dirty old men‹ ausmachten.

Muß sich nach diesen kaum vergangenen Erfahrungen nicht auch der theoretisch-archäologische Blick auf die Vergangenheit, dessen Verfilzung mit Kulturtrends oben unterstrichen wurde, ändern? Wären nicht zusätzliche Klärungen nötig, um sowohl einer trendgerechten »Überidentifikation mit dem Zeitgeist« (Martin Puder) wie einer schlichten Privilegierung dessen, was Resultat der Konstitutionsphasen der Geschichte ist, zu entrinnen? Obliegt nicht selbst einem analytischen Geschichtsbewußtsein auch die Bewahrung des Vergessenen, wie in Nachfolge Benjamins Adorno einst forderte? Kritisch nämlich ist diese Archäologie, wie Walter Seitter in *Von der Subversion des Wissens* anmerkte, nur im Hinblick auf vergangene Ordnungen: »Dem alles nivellierenden Relativismus wäre nur zu entkommen, indem man sich der jeweiligen Modernität verschriebe.« In *Die Ordnung der Dinge* verschrieb sich Foucault den Kriterien der avantgardistischen Moderne, seiner Vorstellung dieser Modernität natürlich, vollgesogen mit Parisianismus, Sprachontologie, schwarzem Jesuitentum, anonymem Voyeurismus und den philosophischen Rätseln einer neuen Männergesellschaft, der ›der andere‹ ›der gleiche‹ scheint.

Demgegenüber wollte die *Archäologie des Wissens* mit einem Riesenschwurf abstrakter Begrifflichkeit die Ideengeschichte, die traditionelle Bastion bourgeoisen Denkens, entpersönlichen, systematisieren und dem rein wissenschaftlichen Zugriff eröffnen. Foucault hat die Programmatik in der *Archäologie* so zusammengefaßt: »Es handelt sich um die Entfaltung der Prinzipien und Konsequenzen einer autochthonen Transformation, die sich gerade im Gebiet des historischen Wissens vollzieht.« Dem Verständnis dieser »autochthonen Transformation« soll das folgende Resümee der Geschichte der neuen Geschichtswissenschaft in Frankreich dienen.

Die serielle Geschichte

Ein Jahr nach Erscheinen der *Archäologie* hat Foucault in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France, *Die Ordnung des Diskurses*, noch einmal auf die intellektuelle Abkunft seiner Diskursanalysen und deren Begrifflichkeit hingewiesen:

Die grundlegenden Begriffe, die sich jetzt aufdrängen, sind nicht mehr diejenigen des Bewußtseins und der Kontinuität (mit den dazugehörigen Problemen der Freiheit und der Kausalität), es sind auch nicht die des Zeichens und der Struktur. Es sind die Begriffe des Ereignisses und der Serie, mitsamt dem Netz der daran anknüpfenden Begriffe: Regelmäßigkeit, Zufall, Diskontinuität, Abhängigkeit, Transformation. Unter solchen Umständen schließt sich die Analyse des Diskurses, an die ich denke, nicht an die traditionelle Thematik an, die gestrige Philosophen noch immer für ›lebendige‹ Historie halten, sondern an die wirkliche Arbeit der Historiker.

(Diskurs, 39)

Es bestehen kaum Zweifel, wen Foucault damit meint: die französischen Historiker, die sich in den fünfziger Jahren mit Geduld und Akribie an die

Konstruktion langer Serien machten und das Ereignis der traditionellen Politikgeschichte durch massierte Tatsachenreihen zu ersetzen suchten. Ihre zentrale Bedeutung zumindest für die Rhetorik der Diskursanalyse macht es nötig, einen Blick auf die *Schule der Annales*, wie sie nach der berühmten Zeitschrift genannt wird, und die von ihr prämierten methodischen Verfahren zu werfen.

Diese ›neuere‹ französische Geschichtsschreibung ist bereits ein gutes halbes Jahrhundert alt. In Frankreich hat sie sich längst im universitären Bereich durchgesetzt, weltweit hat sie Generationen von Historikern beeinflusst, mit unziemlicher Verspätung wird sie heute auch im Geburtsland des Historismus rezipiert. Sie entstand in der Zeit zwischen den Weltkriegen im Kampf gegen die von Deutschland beeinflussten Sorbonne-Gelehrten. Gegen deren traditionelle politische Historiographie suchte sie Rückendeckung im interdisziplinären Austausch, in der Erschließung neuer Quellen und der Entwicklung neuer Methoden.

Die Arbeiten der beiden Gründungsväter der neuen Geschichte, Marc Bloch und Lucien Febvre, standen noch durchaus im Zeichen einer qualifizierenden Strukturgeschichte. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg und nach der Etablierung der *Annales* als Sechste Sektion der Ecole Pratique des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris wurde unter dem Einfluß der Arbeiten von François Simiand und Ernest Labrousse die quantifizierende Konjunkturgeschichte das hauptsächliche Arbeitsfeld der zweiten Generation dieser Historiker. Mit ihr verbanden sich ein emphatischer Fortschrittsglaube – nicht etwa an den Fortschritt der Geschichte, sondern an den der Geschichtswissenschaft – und eine weithin leuchtende Vorstellung methodischer Modernität, die ein für allemal mit dem 19. Jahrhundert und dessen (historistischem wie marxistischem) Kausalitätsdenken gebrochen hätte. Auf Grund ›neuartiger‹ Dokumente wird historische Realität in Serien zerlegt, die nicht länger den Anspruch erheben, einen Ablauf monokausal zu erklären, sondern eher ein selbstexplikatives Abbild einer historischen Entwicklungsdimension liefern sollen.

Wohl nicht ganz zufällig entstand die serielle Geschichte, die historische Tatsachen in der Form zeitlicher Serien homogener und vergleichbarer Einheiten zu konstituieren trachtete, in den Krisenjahren nach 1929 zunächst als reine Wirtschaftsgeschichte der Preise und Konjunkturschwankungen. Nach 1950 erweiterte sich der Fokus dieses Ansatzes, traten die Geohistorie, die Sozialgeschichte und die historische Demographie ins Zentrum der Forschung. Ende der sechziger Jahre gab es eine neuerliche Verschiebung der seriellen Analyse auf das Gebiet der bislang rein quantitativen Kultur- und Ideengeschichte. Damit eroberte die serielle Geschichte das von Pierre Chaunu als »drittes Niveau« bezeichnete Terrain der kollektiven Mentalitäten.

Unter Historikern dieser Richtung hat inzwischen eine Einsicht an Boden gewonnen, die in den übrigen Sozialwissenschaften schon seit geraumer Zeit spruchreif war, die aber in der Hochzeit der quantitativen Geschichtsschreibung übersehen wurde: Die serielle Methode sollte qualitative Ana-

lysen nicht ausschließen, sondern ergänzen; lediglich als Korrektiv und Komplement zu anderen Verfahren läßt sie sich sinnvoll verwenden. Sogar François Furet, einer der entschiedensten Vertreter der quantitativen Geschichte in den fünfziger und sechziger Jahren, kam in dem Aufsatz *Die quantitative Geschichte und die Konstruktion der historischen Tatsache* 1971 zu dem Schluß: »Wenn schon keine Methodologie ›unschuldig‹ ist, so scheint mir, daß die serielle Geschichte, weil sie die Langzeitbetrachtung und das Gleichgewicht eines Systems privilegiert, konservatives Denken sozusagen prämiert. Sie ist ein gutes Korrektiv der aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Identifikation von Geschichte und Veränderung, und insofern ist sie eine höchst wichtige Etappe zur Konstituierung der Geschichte als Wissen(schaft). Doch man muß ihre Voraussetzungen und Grenzen erkennen.« Dieses Zitat belegt einen Selbstläuterungsprozeß der ›Kliometriker‹, die allmählich quasi von innen an die Grenzen der seriellen Methode stießen.

Zur Zeit der Niederschrift der *Archäologie des Wissens* allerdings stand die quantitative Geschichtsschreibung im Zenit ihrer Erklärungshoffnungen und war kaum von methodischen, geschweige denn politischen Zweifeln angeagt. Kein Historiker aber hat damals die serielle Geschichte so verbissen zu einem systematisch-wissenschaftlichen Kontrastprogramm hochstilisiert wie der Philosoph Michel Foucault. In *Die Ordnung des Diskurses* verweist er implizit auf einige seiner seriellen Gewährsleute:

Gerade indem man sich auch den geringsten Ereignissen zugewendet hat, indem man die Erhellungskraft der historischen Analyse bis in die Marktberichte hinein, in die notariellen Urkunden, in die Pfarregister, in die Hafearchive vorangetrieben hat, die Jahr für Jahr, Woche für Woche verfolgt wurden, hat man jenseits der Schlachten, der Dekrete, der Dynastien oder der Versammlungen massive Phänomene von jahrhundertelanger Tragweite in den Blick bekommen. (Diskurs, 38)

Es läßt sich unschwer erraten, auf welche Studien sich Foucault bezieht: auf die klassische Arbeit von Jean Meuvret über die Geschichte der Getreidepreise aus dem Jahre 1945; auf die berühmte Regionalstudie über das Beauvaisis von Pierre Goubert, der Grund- und Kirchenbücher zur Bildung langer demographischer Reihen auswertete; auf die zehnbändige Apotheose der Kliometrie von Pierre und Huguette Chaunu, die mittels der Hafearchive von Sevilla sämtliche Transaktionen der spanischen Handelsflotte im Atlantik von 1500 bis 1650 quantifizierten; und schließlich auf die ähnlich zahlengläubige Untersuchung von François Furet und Adeline Daumard, die den *archives notariales* von Paris quantifizierbare Informationen zu Sozialstruktur, Familiensituation und Volkskultur im 18. Jahrhundert entnahmen.

Laut Foucault hat sich parallel zur Entdeckung der Serie in der eigentlichen Geschichte in der Ideengeschichte (seit Bachelard und Canguilhem) das Interesse vom kontinuierlichen Fortschritt der Erkenntnis auf Phänomene des Bruchs verlagert. Statt nach »Tradition und Spur« zu fragen, zentrierte das »Denken der Diskontinuität« seine Aufmerksamkeit auf den

»Ausschnitt und die Grenze«. Diese Prämierung von Diskontinuität in der Ideengeschichte scheint zunächst quer zu stehen zur Vorliebe für langlebige Strukturen in der eigentlichen Geschichte. Foucault versucht, beides als bloße Varianten ein und desselben zeitgemäßen Bestrebens zu vereinen, nämlich der Infragestellung von Geschichtsschreibung als Verwandlung von vergangenen Monumenten in sprachliche Dokumente. Damit sei das historische Feld endlich frei von Geschichtsphilosophie wie Geschichtsteologie und habe alle Fiktionen, die das Subjekt noch umrankten, hinter sich gelassen. Seit dem späten 19. Jahrhundert hätten die Historiker und vor allem die Philosophen gegen alle Dezentrierungen und Kränkungen (durch Marx, Nietzsche, Freud) krampfhaft die Souveränität des Subjekts und seiner Zwillingsgestalten, der Anthropologie und des Humanismus, aufrechtzuerhalten versucht. Deren Zeit sei abgelaufen, Gebot der Stunde dagegen, jenseits aller Subjekt- und Zeitphilosophien, eine »Theorie der diskontinuierlichen Systematizitäten« auszuarbeiten. Da »kausale Ordnung« oder »objektive Notwendigkeit« als Entstehungsgründe von Diskursen fürderhin ausfallen, gleichzeitig die Frage nach dem Ursprung einem Tabu verfiel, bleibt allein der unverdächtig scheinende »Zufall« zur Erklärung der zirkulierenden Diskurs-Ereignisse übrig.

Der Zufall muß als Kategorie in die Produktion des Ereignisses eingehen . . . Die geringfügige Verschiebung, die hier für die Geschichte der Ideen vorgeschlagen wird und die darin besteht, daß man nicht Vorstellungen hinter den Diskursen behandelt, sondern Diskurse als geregelte und diskrete Serien von Ereignissen – diese winzige Verschiebung ist vielleicht so etwas wie eine kleine (und widerwärtige) Maschinerie, welche es erlaubt, den *Zufall*, das *Diskontinuierliche* und die *Materialität* in die Wurzel des Denkens einzulassen. (Diskurs, 40 f.)

Der Zufall, diese aus einer alten und einer ganz neuen Biologie entlehnte Gummikategorie, wird damit zum logischen Füllsel jener Leerstelle, die vorher – in einem anderen kognitiven Raum – das »Schöpferindividuum« oder die »objektive Notwendigkeit« besetzt hielten. Als legitimer Erbe des neuzeitlichen leiblosen Subjekts produziert nun der körperlose Zufall Serien materialhaltiger diskursiver Ereignisse, damit das »statistische Ideal« ohne Zahlen in die Ideengeschichte überschiebend. Mag es nun lobenswert, wenn auch nicht gerade originell sein, das einflußreiche Gerücht vom autonomen, handlungsfähigen, weltverändernden, »bürgerlichen« Subjekt aus der theoretischen Armatur zu verbannen; es fragt sich aber, ob das mit Hilfe einer pseudostatistischen »Materialität«, der Kategorie des Zufalls als *Deus ex machina* und einer komplex tönenden Methodologie der Diskontinuität gelingen kann, die jeder Ebene ihre eigene Periodisierung zuordnet und so absehbar in einem seriellen Relativismus enden muß. Im Unterschied zu einer nicht-subjektivistischen Theorie der Subjektivität beharrt Foucault auf einer Art »übersubjektivem« Objektivismus: Es sind quasi naturgesetzlich funktionierende Blöcke, die die Geschichte zwar nicht vorantreiben, aber immerhin in Bewegung halten; lauter entpersonalisierte neue *Großsubjekte*: der Diskurs, das Wissen, die Sprache, die Macht.

Die Rekonstruktion der Ideengeschichte

Die Analyse des Diskurses

Foucault selbst hat seine Diskursanalyse in die Tradition der von Russell und Wittgenstein initiierten logischen Untersuchungen der Sprache einzuordnen versucht. Während sich jedoch Wittgenstein lernend vom »konkreten Funktionieren« unterschiedlicher Sprachspiele in die unabdingbare Intersubjektivität sprachlicher Regeln einweisen ließ, scheint dies für Foucaults konzeptuelles Programm folgenlos zu bleiben. Sein Begriff formaler Regelmäßigkeiten vermag die von Wittgenstein angepeilte Ebene menschlicher Intersubjektivität und deren Charakteristikum, die Unmöglichkeit privater Regelbefolgung, prinzipiell gar nicht zu erreichen. Erreichte er sie, fehlten die Protagonisten: Subjekte haben ja längst ausgespielt.

Anhand der sprachanalytischen Vorschläge im 2. Kapitel der *Archäologie* über die diskursiven Regelmäßigkeiten soll das erläutert werden. Foucault versucht hier, die »autochthone Transformation« in der eigentlichen Geschichte (das heißt die Prädominanz von Diskontinuität, Bruch, Schwelle, Grenze, Serie) auf die Ebene des Diskurses zu heben. Diese Neuerung habe positive wie negative Folgen. Erstere erfordern eine Art »Trauerarbeit« über den Verlust des Altbekanntes, denn es gilt, sich von Begriffen wie Tradition, Einfluß, Entwicklung, Mentalität, Geist zu lösen und überkommene Einteilungen wie Literatur, Philosophie, Religion sowie die materiellen Einheiten des Diskurses wie Buch oder Werk in Frage zu stellen. Zugleich wird damit die Suche nach dem Ursprung wie die nach dem latenten Inhalt des manifesten Diskurses für obsolet erklärt. Nach dieser trauernden Absage an Geschichtstheorie und Hermeneutik bleibt uns der angeblich amüsante Teil der Arbeit: die muntere Isolierung der Aussageereignisse, die Erfassung diskursiver Felder und die Konstituierung diskursiver Serien. Weder ein gemeinsames Objekt noch die Art ihrer Verkettung, noch die Wiederkehr der Begrifflichkeit, noch auch die thematische Identität vermögen die Beziehung zwischen Aussagen zu sichern. Statt dessen gelte es – in einer harten, aber fröhlichen Form geistiger Askese –, Formen der Verteilung und Systeme der Streuung zu beschreiben. Die Bedingungen, denen die Elemente dieser Verteilung unterworfen sind, nennt Foucault *Formationsregeln* und unterscheidet vier Arten solcher Regeln: Formation der Gegenstände; Formation der Äußerungsmodalitäten; Formation der Begriffe; Formation der Strategien.

Formation der Gegenstände

Gegenstände diskursiver Formationen unterscheiden sich auf den Ebenen der Entstehung, der Abgrenzung, der Spezifizierung. Die Formation der diskursiven Gegenstände sei Resultat der Gesamtheit der zwischen diesen drei Ebenen hergestellten Beziehungen. Die Frage, warum zu einem bestimmten Zeitpunkt Diskursgegenstände überhaupt in Erscheinung treten, beantwortet Foucault »traditionell« durch »historische Bedingungen, die

zahlreich und gewichtig« sein müssen und von der Ökonomie bis zum gesellschaftlichen Normensystem reichen können. Allerdings bestimmen diese nicht länger den inneren Aufbau des Diskurses, sondern lediglich die Bedingungen der Möglichkeit seines Auftretens in einem »Feld der Äußerlichkeit«.

Damit ist die relative Autonomie des »Diskurses als Praxis« umschrieben; spannend würde es allerdings erst, wenn es möglich wäre, nach dem variablen Grad der Unabhängigkeit von Diskursgegenständen und »primären« Beziehungen zwischen Institutionen, Techniken, Gesellschaftsformationen zu fragen. Dafür ist in der angebotenen Begrifflichkeit kein Platz. War schon die serielle Analyse von Preiskurven keine »unschuldige« Methode, so ist es das künstliche Herauspräparieren von Diskursketten erst recht nicht. Den Einfluß objektiver Gegebenheiten auf die Genese neuer diskursiver Gegenstände von Anfang an zu negieren, das ist eine alles Folgende in Regie nehmende Vorentscheidung, die nicht weniger konstruktivistischen Ballast mitschleppt als die simpelste Basis-Überbau-Mechanik oder die heroische Geschichtsschreibung vom Wohl und Wehe höherer Gnadenhandlungen. Die monokausale Beziehung von »unten« nach »oben« (oder auch vice versa) wird in der *Archäologie* durch einen differentiellen Raum der Streuung ersetzt, in dem das »System der primären oder wirklichen Beziehungen«, das »System der sekundären oder reflexiven« und das »System der eigentlich diskursiven Beziehungen« unvermittelt nebeneinander schweben. Zentrale Aufgabe einer systematischen Theorie der Geschichte von Wissenssystemen wäre es gerade zu zeigen, inwiefern sich diese Systemebenen berühren, beeinflussen, überschneiden und unter welchen Bedingungen sie eine relative Autonomie überhaupt ausbilden können.

Formation der Äußerungsmodalitäten

In diesem Abschnitt stellt sich der Autor eher traditionellen wissenssoziologischen Fragen, wie der nach dem sprechenden Subjekt, seinem gesellschaftlichen Status und dem institutionellen Rahmen des Diskurses. Vielleicht um nicht in den Verdacht überholten Denkens zu kommen, werden diese Fragestellungen freilich alsbald »diskursiv« überarbeitet: es gehe nicht um die »synthetische Aktivität eines mit sich selbst identischen, stummen oder jedem Sprechen vorhergehenden Bewußtseins«, sondern um die »Spezifität einer diskursiven Praxis«. Es fragt sich nur, wer diese Praxis »heckt«, »trägt« und »austrägt«.

Formation der Begriffe

Die Regeln der Begriffsformation sollen in der Diskursanalyse nicht in einem virtuellen deduktiven Gebäude erneut angeordnet, sondern in der Organisation des Aussagesfeldes beschrieben werden: nach Formen der Abfolge sowie Formen der Koexistenz.

In der Analyse, die hier vorgeschlagen wird, haben die Formationsregeln ihren Platz nicht in der »Mentalität« oder dem Bewußtsein der Individuen, sondern im Diskurs

selbst; sie auferlegen sich folglich gemäß einer Art uniformer Anonymität allen Individuen, die in diesem diskursiven Feld sprechen. (AW, 92)

Damit sind wir zwar Schöpfersubjekt oder Zeitgeist los, dafür lastet ein ans heideggerianische »Man« gemahnendes Anonymes auf den abhängigen Gattungsexemplaren, ohne daß ausgemacht werden könnte wo: über ihren Häuptern, hinter ihrem Rücken, unter ihren Füßen . . . Diskursive Segmente mit der rätselhaften Kraft, Regeln zu generieren, kreisen umeinander, ohne sich je zu berühren.

Formation der Strategien

An letzter Stelle nennt Foucault die Formation der Themen und Theorien, denen die Diskurse überhaupt Raum geben. Es folgt ein weiterer archäologischer Imperativ: Die Formation der theoretischen Auswahl dürfe weder auf ein fundamentales Vorhaben noch auf das sekundäre Spiel der Meinungen bezogen werden; es müßten vielmehr die möglichen Bruchpunkte des Diskurses bestimmt werden (Punkte der Inkompatibilität, der Äquivalenz, der Systematisierung). Damit erst lasse sich die Ökonomie der jeweiligen diskursiven Konstellationen untersuchen, das heißt, nur so sei zu klären, welche Aussagen in einem gegebenen Diskurs zugelassen, welche ausgeschlossen werden mußten. Einer sogenannten höheren Ebene wird die Erklärungslast für die Unterscheidung von virtuellen und faktisch realisierten Aussagen resp. Theorien aufgebürdet. Auch Innovationen, Veränderungen, Selektionsweisen werden über diese »höhere Ebene« beziehungsweise über eine »von oben« vermittelte neue Einordnung von wesentlich lückenhaften Formationen in andere Konstellationen produziert. Diese Formbestimmung von oben soll die Tatsache erklären,

daß eine gegebene diskursive Formation, die wiederaufgenommen, in einer neuen Konstellation angeordnet und interpretiert wird, neue Möglichkeiten erscheinen lassen kann . . . ; aber es handelt sich nicht um einen verschwiegenen Inhalt, der implizit geblieben wäre, der ausgesprochen worden wäre, ohne ausgesprochen zu sein, und der unterhalb der manifesten Aussagen eine Art von fundamentalerem Unterdiskurs bildete, der schließlich jetzt ans Tageslicht kommt. Es handelt sich um eine Modifikation in dem Prinzip des Ausschlusses und der Möglichkeit der Wahl; eine Modifikation, die wir der Einreihung in eine neue diskursive Konstellation verdanken. (AW, 99)

Da weder Formbestimmungen »von unten« noch »latenter Sinn«, noch handelnde, weltbildverändernde Subjekte und ihre subjektiven Intentionen in Betracht gezogen werden dürfen, drängt sich die Annahme einer formalistischen, dennoch »anonym« lastenden Superinstanz auf, die Diskursfelder verschiebt wie Kinder Bauklötze. Daß gesellschaftliche Faktoren, kulturelle Traditionen oder gar »Psychologisches« für die inhaltliche Prägung von Diskursen doch eine gewisse Rolle spielen, hat Foucault natürlich gesehen; um die jeweils faktisch realisierte Wahl des Diskurstyps bestimmen zu können, muß er ein traditionsreiches »funktionalistisches« Argument einschleusen, das zunächst dem Postulat der Diskursautonomie zu widersprechen scheint:

Die Bestimmung der wirklich durchgeführten theoretischen Wahl gehört zu einer anderen Instanz. Diese Instanz wird zunächst durch die *Funktion* charakterisiert, die der untersuchte Diskurs *in einem Feld nicht-diskursiver Praktiken* ausüben muß. (AW, 99)

Diese Instanz umfaßt das System und die Prozesse der Aneignung des Diskurses sowie die möglichen Positionen des Verlangens im Verhältnis zum Diskurs. Der erste Punkt scheint ein halbherziges Zugeständnis an die Realität von Herrschaftsbeziehungen, der zweite eine Art Konzession an die psychologische Dimension zu sein. Aber damit ist das zuvor sorgsam Ausgegrenzte wieder Thema: objektive Strukturbedingungen, Handlungsprobleme, die Beziehung zwischen Ideen und Interessen, das Motivationssystem, handelnde, begehrende, symbolbildende und theorieheckende Leute – auch wenn schamhaftig nicht davon, sondern von dem gängigen Deckbegriff *le désir* die Rede ist. Der hermetische Formalismus gerät jedenfalls in Gefahr, sich aufzulösen. ›Gerettet‹ wird er durch eine gleichsam systemtheoretische Neutralisierung der Ebene sozialer Normen und intersubjektiver Bildungsprozesse. Man solle nicht glauben, daß es einfach um Interessen oder Meinungen gehe (etwa im Konflikt zwischen Handelsbourgeoisie und Großgrundbesitzern). Es handele sich vielmehr um Optionen, um »systematisch unterschiedene Weisen, Diskursobjekte zu behandeln«, »Äußerungsformen zur Verfügung zu stellen«, »Begriffe zu manipulieren« usw.

Am Ende unterzieht Foucault auch die zeitliche Dimension den Zurichtungen des diskurstheoretischen Jargons: ein Formationssystem sei nicht »zeitlose Form«, sondern »Entsprechungsschema zwischen mehreren zeitlichen Serien«. Hier wird im Vorübergehen *das* zentrale Problem jeder seriellen Geschichte, insbesondere aber der seriellen Ideengeschichte, verhandelt und über ein probabilistisches System unabhängig voneinander festgestellter Regelmäßigkeiten formal als gelöst erklärt: das Problem, wie eine rein additive Segmentengeschichte sowohl im Raum wie in der Zeit überwunden und wie verschiedene Serien miteinander vermittelt werden können.

Um ein Beispiel aus *Die Geburt der Klinik* heranzuziehen: Innerhalb eines formalen Regelsystems bleibt unerfindlich, warum sich das Feld des Krankenhauses durch die Einführung der Klinischen Medizin und die Beziehung zum Laboratorium veränderte. Für derartige Veränderungen müssen auch auf der inhaltlichen Ebene interne Innovationen sowie inter- und intrakultureller Wandel systematisch berücksichtigt werden. Damit zeichnet sich ein weiteres Problem ab, das den reinlichen Rahmen des Diskurses im Sinne von »Text als punktierter Linie« gefährdet: Wie lassen sich im formalistischen Korsett des Diskurses Formen der Institutionalisierung von Wissen überhaupt analysieren?

Die Analyse der Aussage

Um dennoch weiterhin in der reinlichen Dimension des Diskurses bleiben zu können, entwirft Foucault eine eigene und höchst eigenwillige ›Pragma-

tik, die auf der Aussage (*énoncé*) als kleinster Einheit beruht und dabei wichtige Differenzen, etwa die zwischen Aussage und Äußerung, verwischt. Laut Foucault handelt es sich bei einer Aussage als Basisterm seiner Pragmatik weder um eine Proposition noch um einen Satz, noch um einen Sprechakt, noch um eine Struktur, sondern um eine Existenzfunktion. Nur im Verbund mit anderen Aussagen auftretend, bedarf die Aussagefunktion einer Substanz, eines Trägers, eines Ortes und eines Datums. Nur in ihrem Anwendungsfeld analysierbar, gehorcht sie einem System der Materialität und ist durch Wiederholbarkeit gekennzeichnet.

Diese wiederholbare Materialität, die die Aussagefunktion charakterisiert, läßt die Aussage als ein spezifisches und paradoxes Objekt, als ein Objekt immerhin unter all denen erscheinen, die die Menschen produzieren, handhaben, benutzen, transformieren, tauschen, kombinieren, zerlegen und wieder zusammensetzen, eventuell zerstören. (AW, 153)

Dieses »paradoxe Objekt« soll als eine Art Basisfunktion der Diskursanalyse dienen, einer Diskursanalyse, die sich aber »außerhalb jeder Interpretation hält«. Vor jeglicher interpretativer Anstrengung gelte es, »einfach« auszumachen, warum eine derartige Aussage existiert, warum sie erschienen ist. Nicht Hebung des »Verborgenen«, sondern die »Evidenz der effektiven Sprache« wird damit zum leitenden Motto der Analyse. Diesseits von Logik oder Linguistik, von Universalpragmatik oder Anthropologie existiert die diskursive Formation auf einer phantasmagorischen Grenze und Oberfläche der Sprache.

Daß Wissenssysteme wie der ökonomische oder der psychiatrische Diskurs sich weder rein grammatisch noch rein logisch, noch rein psychologisch usw. begreifen lassen, ist schwerlich zu bezweifeln. Ein kurzer Seitenblick etwa auf die Schwierigkeiten, in die der logische Positivismus zwischen den Polen von »Logic of Discovery« und »Psychology of Intention« geriet, belegt das zur Genüge. Interessant ist, daß Foucault aus diesem Dilemma gerade nicht »anarchistische« Folgerungen nach Art des Feyerabendischen »Anything goes« gezogen hat. Zumindest in der *Archäologie des Wissens* plädiert er eindeutig für eine hyperrationalistische Überbietung des logischen Positivismus.

Mit Hilfe der »einfach« ermittelten Aussage will Foucault die Basisfunktionen einer »Idee« definieren und deren Verteilungsprinzipien isolieren. Da er sich gegenüber dem »Produktionsbereich« uninteressiert zeigt, Ideen als vorhandene, quasi zirkulierende voraussetzt, beschränkt sich Foucault auf eine formale Analyse der Distribution (der Verteilung, Streuung, Gruppierung). Es geht also weder um Erkenntnistheorie noch um Wissenschaftstheorie, sondern um die serielle Analyse »zirkulierender« Ideen – mit der Komplikation, daß hier im Unterschied zu Preisen oder demographischen Daten der Objektbereich »Idee« qua Diskurs und Aussage zuallererst definiert werden muß. Zwar handelt es sich bei der Bestimmung der diskursiven Formation und der Aussagefunktion nicht um eine Theorie im strengen Sinne, doch läßt Foucault in seiner *Archäologie* keine Zweifel of-

fen, wohin der Weg führen soll: »Wenn schließlich der Tag der Theoriegründung gekommen sein wird, wird es nötig sein, eine deduktive Ordnung zu definieren.« Eine hoffende Voraussicht, die Sir Karl Popper Ehre machte.

Ich werde es bei diesem Resümee der Aussagenanalyse und ihrer Problematik belassen und lediglich einen Punkt nochmals kommentieren: Gegen die serielle Methode sowohl in der Wirtschaftsgeschichte wie in einer derartig rekonstruierten Ideengeschichte läßt sich, so die These, der Vorwurf einer Überbewertung der ›Zirkulationssphäre‹ vorbringen. Foucault nennt in loser Analogie zur Knappheit der Ressourcen in der Ökonomie den Seltenheitsgrad einer Aussage als den bestimmenden Faktor ihres ›Wertes‹:

Dieser Wert wird nicht durch ihre Wahrheit definiert, wird nicht durch die Präsenz eines geheimen Inhalts geschätzt, sondern charakterisiert ihren Platz, ihre Zirkulations- und Tauschfähigkeit, ihre Transformationsmöglichkeit, nicht nur in der Ökonomie der Diskurse, sondern in der allgemeinen Verwaltung der seltenen Ressourcen. (AW, 175)

Wahrheitstheorien – und das gilt für wissenschaftliche wie alltägliche Diskurse gleichermaßen – werden zugunsten einer Tausch- und Kampftheorie abgeschafft: Querverbindungen zur Systemtheorie drängen sich auf. Während aber Luhmanns Wettern gegen den überfälligen alteuropäischen Geist noch die historische Erfahrung von dessen zwar vergänglichem Eigenrecht bewahrt, projiziert Foucault gewaltsam Tendenzen später, überkomplexer Gesellschaften noch einmal in die Vergangenheit zurück. Daß Systemtheorie und Foucaultscher ›Strukturalismus‹ komplementär mit dem im System der Humanwissenschaften institutionalisierten Erbe der Aufklärung umspringen und sich im antihistorischen Trend nahekomen, ist häufiger betont worden. In seinem Aufsatz *Über das Subjekt der Geschichte* trennt Habermas die Malaise *der* und die Malaise *an* der Geschichtsphilosophie. Er fährt fort: »Ein drittes schließlich ist die intellektuelle Gesundheit derer, die gleichermaßen die Schwundstufen der Geschichtsphilosophie wie das Ungenügen daran hinter sich gelassen haben und munter zu einer Theorie des pre- oder posthistoire Zuflucht genommen haben. Strukturalismus und Systemtheorie haben sich vom Erkenntnisanspruch und dem konzeptuellen Rahmen des geschichtsphilosophischen Denkens so energisch gelöst, daß keine Krokodilstränen keine Schwundstufen mehr benetzen müssen . . . Strukturalismus und Systemtheorie sehen Geschichte hingegen als einen theoriefähigen Bereich von Gegenständen (symbolischen Gebilden oder Informationen), die nach zugrundeliegenden Regeln generiert werden. Aber in solchen Theorien der Vor- bzw. der Nachgeschichte sind sprach- und handlungsfähige Subjekte nur mehr als Epiphänomene zugelassen, so daß die Identitätsprobleme der Moderne schlicht unter den Tisch fallen.«

In der archäologischen Diskursanalyse bleibt, durchaus theatralisch-masochistisch, von der tätigen Rolle des neuzeitlichen Subjekts übrig »eine mit der Aussagefunktion prästabilisierte Leerstelle, die jedes beliebige Indivi-

duum einnehmen muß, um Subjekt der Aussage zu werden«, wie Peter Sloterdijk im *Philosophischen Jahrbuch* (Nr. 79, 1972) treffend schrieb. Das Feld der Aussagen gehorcht in seinen Transformationen und aufeinanderfolgenden Serien nicht länger der Zeitlichkeit eines individuellen (und das heißt sozialisierten) Bewußtseins, sondern ist die »Menge der gesagten Dinge«, die der Archäologe schlicht vorzufinden vorgibt. Dieses Verfahren erhält Plausibilität eben nur unter den Systematisierungs- und Denkwängen der Diskurstheorie: Da sie sich – unabhängig von Adäquatheitsproblemen – der seriellen Methodik verschrieb, wird die Konstruktion homogener und vergleichbarer Einheiten für sie zu einer logischen Notwendigkeit. Die serielle Analyse von Seltenheit, Äußerlichkeit und Häufung von Aussagen will auf umstandslos-glückliche Weise den Diskurs in seiner reinen Positivität definieren:

Wenn man an die Stelle der Suche nach den Totalitäten die Analyse der Seltenheit, an die Stelle des Themas der transzendentalen Begründung die Beschreibung der Verhältnisse der Äußerlichkeit, an die Stelle der Suche nach dem Ursprung die Analyse der Häufungen stellt, ist man ein Positivist, nun gut, ich bin ein glücklicher Positivist, ich bin sofort damit einverstanden. (AW, 182)

Die Positivität des Diskurses spielt hier den Part eines historischen Apriori, sie liefert die Realitätsbedingung für Aussagen. Dieses sogenannte empirische (und nicht formale) Apriori erläutert Foucault als Gesamtheit der Regeln, die eine diskursive Praxis charakterisieren. So werde der Aussagenbereich nach historischen Aprioris gegliedert, durch verschiedene Positivitätstypen bestimmt und durch distinkte diskursive Formationen aufgeteilt. Statt einer Geschichte von Wörtern, die »vorher und woanders gebildete Gedanken in sichtbare Zeichen umsetzen«, gibt es nun »in der Dichte der diskursiven Praktiken« Systeme, die die Aussagen als Ereignisse und Dinge einführen. Die Vereinigungsmenge aller Aussagesysteme nennt Foucault *Archiv*, das heißt »das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht«. Das nie in seiner Ganzheit beschreibbare Archiv ist das »allgemeine System der Formation und Transformation der Aussagen«.

Nie total beschreibbar und dennoch als System bestimmbar? Eine neue, nur voluptüösere Form von Totalität scheint entstanden.

Die archäologische Beschreibung

Untersuchungen wie die bislang dargestellten, also Analysen der diskursiven Formation, der Positivitäten und Aussagefelder, nennt Foucault »Archäologie«. Sie beschreibe die Diskurse als spezifizierte Praktiken innerhalb des Archivs, indem sie das Gesagte auf dem Niveau seiner reinen Existenz befrage. Damit wird Archäologie zunächst *gegen* die traditionelle Ideengeschichte und ihre großen Themen der Genese, Kontinuität und Totalisierung entworfen. Die Archäologie tritt auf als das ganz Andere, als die systematische Zurückweisung der Ansprüche und Postulate der alten Geschichte.

Den Dichotomien der bisherigen Ideengeschichte (alt/neu, traditionell/originell, konform/abweichend) setzt die Archäologie – wie gezeigt – die Untersuchung der Regelmäßigkeiten als Aussage-Homogenitäten und Aussage-Hierarchien entgegen. Diese Hierarchien lassen sich gewissermaßen als ›Stammbäume‹ zunächst von Aussagen, dann von ganzen Diskursen darstellen. So werden laut Foucault »Aussageperioden« sichtbar, die im Gegensatz zu den verschwommenen Gebilden der Ideengeschichte wie ›Epoche‹ oder ›Zeitgeist‹ konkret faßbar seien. Anders auch als die Ideengeschichte möchte die Archäologie ihrem Gegenstand keinen »Kohärenzcredit« geben, der Widersprüche von vornherein negiert, sondern sie interessiert sich gerade für die Widersprüche als solche, für ihre Erscheinungsformen und Funktionsweisen.

Obleich sich die Archäologie nicht als Theorie, sondern als Heuristik aufführt, die das implizite Vorgehen in den früheren Studien Foucaults nachträglich erhellen (oder mit dem Wort von Deleuze: *nachdichten*) und künftige Analysen leiten soll, bekommt sie auf der Ebene der Diskurse und Aussagen eine oft verselbständigte formalistische Kontur – mit inhaltlichen Folgen. Vor allem aber bleibt die Beziehung zwischen diskursiven Formationen und sogenannt nicht-diskursiven Praktiken völlig unscharf. Das schöne Postulat, die Archäologie habe die Vermittlung der Diskursebene mit Institutionen, mit Politik und Ökonomie zu leisten, wird nirgendwo auch nur ansatzweise eingelöst. Das scheint indessen kein Zufall. Werden die gesellschaftliche Dimension, das Verhältnis zwischen objektivierten Strukturen und subjektiv erzeugenden Leistungen, das Problem der Intersubjektivität theoretisch getilgt, bleibt uneinsichtig, wie jemals die Ebene der gesellschaftlichen Praxis mit derjenigen der relativ autonomen Diskurse zusammenkommen könnte. Lebte die alte (eine übrigens bereits 1969 wirklich sehr alte) Ideengeschichte mit ihrem vulgären Geniebegriff von einem naiven Psychologismus, so die Archäologie mit ihrer Hypostasierung von autonomen Diskursserien ohne Subjekt von einem nicht minder naiven Serialismus.

Mit Verve arbeitet sich der Archäologe an überlebten Problem-Dualen der Humanwissenschaften ab. Im französischen Bildungsbetrieb mögen sie 1969 noch einige Stellungen gehalten haben; allein der bloße Affekt gegen diese Duale war der Entwicklung einer neuen Heuristik nicht eben günstig. Sozialisationsprozesse, Traditionsbildung, Überlieferung von Wissenssystemen lassen sich nicht begreifen, wenn Subjekt und Objekt wie erratische Blöcke nebeneinandergestellt werden. Sie bleiben gleichfalls unbegreiflich, solange die Ebene menschlicher Intersubjektivität von der konzeptuellen Armatur ›regionaler‹ Aussageserien gar nicht erreichbar ist. Gegen Foucaults rigoristische Attitüde bekommen gar humanwissenschaftlich-dialektische Gemeinplätze wieder inhaltlich riskantere Statur. Was Adorno in den *Klangfiguren* über den Komponisten sagte, läßt sich vor dem eintönigen Gemurmel vom Verschwinden des Subjekts noch immer hören: »Die Subjektivität des Komponisten addiert sich nicht zu den objektiven Bedingungen und Desideraten. Sie bewährt sich gerade darin, daß er den eigenen

Impuls, der freilich nicht weggedacht werden kann, in jene Objektivität aufhebt. Nicht nur ist er damit an objektive gesellschaftliche Voraussetzungen der Produktion gefesselt, sondern seine eigentliche Leistung, die einer Art logischen Synthesis eigenen Wesens, das Allersubjektivste an ihm, ist schließlich selbst noch gesellschaftlich. Das kompositorische Subjekt ist kein individuelles, sondern ein kollektives. Aller Musik, und wäre es die dem Stil nach individualistischeste, eignet unabdingbar ein kollektiver Gehalt: jeder Klang allein schon sagt Wir.«

Selbstverständlich hat auch der Archäologe von derart sozialen ›Formbestimmungen‹ Ahnungen, wie etwa die kurze Thematisierung des Einflusses der politischen Praxis auf den Diskurs der Klinischen Medizin in der *Archäologie des Wissens* zeigt. Dieser Einfluß könne mehreren Ebenen zugewiesen werden: einmal der Eingrenzung des Gegenstandes, dann der Rolle des Arztes als exklusivem Träger der Rede, schließlich der Funktion, die dem Diskurs zugestanden werde. Wieder ist Foucault einer genuin soziologischen Analyse von Wissenssystemen bis auf Tuchfühlung nahe – doch der verselbständigte Diskursjargon vermag diese Nähe sogleich wieder zu neutralisieren. Es gehe ausschließlich darum, zu zeigen,

wie der medizinische Diskurs als Praxis, der sich an ein bestimmtes Feld von Gegenständen wendet, der sich in den Händen einer gewissen Zahl von statutarisch bezeichneten Individuen befindet, der schließlich bestimmte Funktionen in der Gesellschaft zu erfüllen hat, sich über Praktiken artikuliert, die ihm äußerlich und selbst nicht diskursiver Natur sind. (AW, 234)

Allein, weder sind die Ebenen der Produktion und der Politik schlicht nicht-diskursiver Natur, noch ist die gesellschaftliche Praxis dem ärztlichen Diskurs einfach äußerlich. Nur wenn die gesellschaftliche Strukturierung von Diskursen berücksichtigt wird, läßt sich überhaupt die relative Autonomie kultureller Gebilde und ihre spezifische Form von Historizität bestimmen. Nur dann wird es möglich, Autonomie – und zwar Grade der Autonomie – von Diskursen zu untersuchen.

Daran läßt sich als weitere Vermutung anschließen, daß Zeit nicht nur, wie bei Foucaults Kopie der seriellen Methodik, als quantitativer Vektor der Ableitung eingeführt werden darf, daß die Prämierung eines homogen ausgedehnten, qualitativ indifferenten Begriffs kosmischer Zeit die Strukturierungsweisen ›sozialer Zeit‹ verfehlen muß. Da der Archäologe sich stets gegen die Annahme wandte, die bloße Abfolge sei an sich schon geschichtsbildend, ist es einigermaßen verwunderlich, daß die Gliederung in Ereignisserien die Abfolge von Wissenssystemen erklären soll. Denn im Gegensatz etwa zur seriellen Wirtschaftsgeschichte, die diskontinuierlich Kontinuitäten zu beschreiben sucht, müßte eine serielle Ideengeschichte (die im Unterschied zum traditionellen Kontinuitätsdenken Brüche favorisiert) diskontinuierlich Diskontinuitäten erfassen. Wenn schon in der Wirtschaftsgeschichte ein qualitativer Umschwung wie etwa der Übergang vom alten Agrarzyklus zur (Proto-)Industrialisierung ›seriell‹ nicht abbildbar ist, so wird es schwer begreiflich, wie tiefgreifende Brüche auf der Diskurs-

ebene diskontinuierlich analysiert werden können. Dieses Problem wird auch durch den (im übrigen sehr einleuchtenden) Vorschlag Foucaults nicht gelöst, Transformationen auf verschiedenen Ebenen des Diskurses (Aussage, Gegenstände, Formationsregeln, schließlich Substitution einer ganzen Formation durch eine andere) zu unterscheiden. Ja, es scheint fraglich, ob sich rein formal und ohne Rückkoppelung an gesellschaftliche Bedingungen der ›Produktion‹ und ›Reproduktion‹ (das heißt in wissenssoziologischer Terminologie: Bedingungen der Sozialisation in eine diskursive Tradition; Grade der Institutionalisierung, der Abkapselung resp. Offenheit gegenüber anderen Traditionen; Schulbildung; Rolle von Häretikern usw.) überhaupt angeben läßt, was das unmetaphorisch-präzise ist: ›ein Bruch‹. Die Angabe, ein Bruch sei kein homogener Prozeß, sondern »immer eine durch eine gewisse Zahl abgegrenzter Transformationen spezifizierte Diskontinuität zwischen abgegrenzten Positivitäten«, bleibt fad, solange unerfindlich ist, woher die theoretische Terminologie die dringend benötigten inhaltlichen Kriterien für Wandel im Kleinen wie im Großen bezieht.

Archäologie und Wissenschaft

Das Verhältnis von Wissen, herkömmlicher Analyse von Wissenschaften und Archäologie bildet den Schluß von Foucaults Werk: letztere untersuche eine fundamentalere, tiefere Ebene als die Analyse der Wissenschaften (ob Wissenschaftsgeschichte, Wissenschaftstheorie oder beides, bleibt unausgemacht). Wissen sei »die Menge der von einer diskursiven Praxis regelmäßig gebildeten und für die Konstitution einer Wissenschaft unerläßlichen Elemente«. Und die Beziehung zwischen diskursiver Praxis, Wissen und Wissenschaft umreißt Foucault folgendermaßen:

Es gibt Wissensgebiete, die von den Wissenschaften unabhängig sind (die weder deren historischer Entwurf noch ihre gelebte Kehrseite sind), aber es gibt kein Wissen ohne definierte diskursive Praxis; und jede diskursive Praxis kann durch das Wissen bestimmt werden, das sie formiert. (AW, 260)

Die Archäologie folge der Achse *diskursive Praxis–Wissen–Wissenschaft* und nicht der (ideengeschichtlichen) Achse *Bewußtsein–Erkenntnis–Wissenschaft*, die sich vom Index der Subjektivität nicht befreien lasse. Wissenschaften würden auf dem Grunde des Wissens und im Element einer diskursiven Formation erscheinen, daher berühre die Archäologie auch die Beziehung zwischen Wissen, Wissenschaft und Ideologie.

Einmal abgesehen von den Vorbehalten gegenüber einem recht bunten (freilich durchaus französischen) Ideologiebegriff ließe sich fragen, wie denn ohne soziale Konturierung und historische Dimensionierung die Beziehung von (Alltags-)Wissen und sogenannten Wissenschaften überhaupt adäquat erfaßt werden kann. Für religiöse Deutungssysteme etwa läßt sich doch ohne Angabe zum Beispiel historischer Indizes eine Zuordnung zu den Fächern ›Wissen‹, ›Wissenschaft‹, ›Ideologie‹ schwerlich plausibel machen, ja, die Anzahl, Beschriftung, Anordnung dieser Fächer selbst stünde als erstes zur Debatte.

Zum gerichteten Übergang von Wissen zu Wissenschaft: Zwar drang und dringt »Primärwissen« relativ wild in wissenschaftliche Systematisierungen ein, aber seit geraumer Zeit ist wohl vermehrt auch das Umgekehrte der Fall, das heißt, Fragmente aus Natur- und Humanwissenschaften, der Psychoanalyse usw. wandern in zentrale Bereiche alltäglicher Deutungen ein und von da, etwa im perfekten Duett von freier Assoziation und Abstinenzregel, noch einmal zurück. Die Analyse von Prozessen der Wissenssystematisierung hätte genau diesen Wechselströmen nachzugehen und sich nicht vorab durch die Behauptung eindeutiger Un-abhängigkeiten zu blockieren. Daneben müßte vermutlich Foucaults pauschaler Wissensbegriff differenziert werden: nach »unten« hin zu Habitualisierungs- und Typisierungsprozessen, in der Ebene, um zumindest zwischen verständigungsorientiertem, technischem und herrschaftlichem Wissen unterscheiden zu können.

Auch Foucaults letzter Versuch, den (notwendigen? irreversiblen? kumulativen? stochastischen? gerichteten?) Verlauf diskursiver Formationen zu bestimmen, laboriert an einer ahistorisch-vorsozialen Problemstellung herum. Er unterscheidet zunächst vier verschiedene Entwicklungsstufen des Wissens: 1. die Ebene der Positivität, auf der eine diskursive Praxis sich einrichtet und als autonome zutage tritt; 2. die Schwelle der Epistemologisierung, die erreicht ist, wo strengere Verifikations- und Kohärenznormen Geltung erlangen; 3. die Schwelle der Wissenschaftlichkeit, die durch Konstruktionsgesetze der Propositionen charakterisiert ist; 4. die Ebene der Formalisierung und Axiomatisierung.

Dementsprechend unterscheidet Foucault, ganz fröhlicher Positivist, drei Arten von Wissenschaftsgeschichte: Analysen auf dem vierten, dem höchsten Niveau, wozu die Geschichte der Mathematik und der Logik zählen; Untersuchungen auf der dritten Ebene, wozu die epistemologischen Studien von Bachelard und Canguilhem gehören; auf dem zweiten Niveau dann die archäologische Analyse der *episteme*. Damit hat Foucault den Anschluß gefunden an den Leitbegriff aus *Die Ordnung der Dinge* und kann rückblickend präzisieren:

Die Episteme ist keine Form von Erkenntnis und kein Typ von Rationalität, die, indem sie die verschiedensten Wissenschaften durchdringt, die souveräne Einheit eines Subjekts, eines Geistes oder eines Zeitalters manifestierte; es ist die Gesamtheit der Beziehungen, die man in einer gegebenen Zeit innerhalb der Wissenschaften entdecken kann, wenn man sie auf der Ebene der diskursiven Regelmäßigkeiten analysiert. (AW, 273)

Seit der *Archäologie des Wissens* ist nun nicht länger die Rede von einem »positiven Unbewußten des Wissens« oder von »fundamentalen Codes«. »Die revidierte Episteme«, schreibt Sloterdijk zu diesen Umbauten, ist »ein mobiles Regelsystem von Praktiken, deren Sukzession mit Hilfe gewisser basaler und konstruktiver Entfaltungstypiken als innere Möglichkeit des Diskurses interpretiert wird.« Freilich bleibt weiterhin völlig offen, wo die Regeln »sitzen«: im Archäologenhirn, im petrifizierten Monument, in den Serialisierungsmethoden, in einer rekonstituierten Logik der archäologischen Episteme? Wer ihnen folgt, warum und wie?

Vergaffung in serielle Regelmäßigkeit und retrospektiv gewendeter Systematisierungswahn zusammen erst erlauben es, die Beziehung zwischen konstruierten Einheiten im nachhinein als Bedingung der Möglichkeit von epistemologischen Figuren oder Wissenschaften zu deklarieren. Diese erstaunlichen Verzeichnungen und Leerstellen der *Archäologie* werden, will mir scheinen, eben nur verständlich vor dem Hintergrund der diesen Aufsatz leitenden These: Das beziehungsarme Nebeneinander der aufgeplustert technischen Begrifflichkeit kopiert allzu getreu die Segmentierungsanstrengungen der seriellen Geschichte und ist Resultat von Foucaults faszinierter Kapitulation vor der *modernen* Architektur derartiger Analyseverfahren. Die Isolierung der Aussage- und Diskursebene hätte dann eher mit den Zwängen der ›Datenkonstruktion‹ für eine serielle Ideengeschichte zu tun als mit einer theoretisch ausgereiften Konzeption von relativ autonomen Ideensystemen.

Wie beide Praktiken, Aussage und Diskurs, sich reinlich separieren lassen, wo sie doch gleichermaßen ›interaktiv geschöpft‹ sind, bleibt zumindest im Rahmen der Diskursanalytik schleierhaft. Erst ein integrierter Praxisbegriff und eine nichtsubjektivistische Theorie der Subjektivität könnten dem ›archäologischen Zirkel‹ (Dominique Lecourt) seine dämonischen Züge nehmen und Vermittlungskategorien erscheinen lassen, die sich nicht im bloßen Affront gegen ein negativ mystifiziertes Subjekt erschöpfen. Nicht ausgeschlossen freilich, daß die theatralische Abschaffung des Subjekts, die mit zum Markenzeichen des Subjekts Foucault wurde, dazu einen wichtigen indirekt-schrägen Beitrag lieferte.

Nachbemerkung

Es ist vieles über Foucault und seine Archäologie geschrieben worden: »Strukturalismus ohne Struktur« (Piaget), »serieller Strukturalismus« (Bühl), »verzweifelter Positivismus« (Le Bon), »romantischer Positivismus« (Deleuze), »aristokratischer Positivismus« (Seitter). Althusser lobte ihn als den Entdecker einer »wahren Geschichte«, »völlig unerwarteter Zeitlichkeiten« und »neuer Formen der Logik«. Paul Veyne, der einst ohne viel Erfolg den französischen Historikern Max Weber anempfohlen hatte, feierte ihn als den modernsten, ersten richtigen, weil durch und durch »positivistischen Historiker«. Viele ›ältere‹ Deutsche und Angelsachsen haben »Schwierigkeiten mit Foucault«, fürchten das »Ende der Philosophie«, des Menschen, der Geschichte, den Tod des Subjekts oder den endgültigen Tod Gottes, wittern Obskurantismus, neuen Irrationalismus und hören einen »Diskurs der Gegenaufklärung« (Jean Améry). Viele ›jüngere‹ Geister haben vor allem den Gestus von *le refus* assimiliert, sich dabei aber eher auf Aufsätze Foucaults oder auf *Überwachen und Strafen* gestützt als auf die *Archäologie des Wissens*. Diese wurde selten einer eingehenden Lektüre unterzogen; sie wurde entweder ignoriert oder aber ›verdoppelt‹, am kuriosesten wahrscheinlich von Angèle Kremer-Marietti.

Allan Megill hat noch einen anderen Interpretationsversuch nachgeschoben (in: *The Journal of Modern History*, Nr. 51, 1979): Die *Archäologie des Wissens* sei im Grunde eine parodistische Nachahmung dessen, was Foucault zu zerstören beabsichtigte: die apollinische Form der Wissenschaft. Durch den ironischen Versuch, Descartes selbst methodologisch zu überbieten, habe er insgeheim bloß seine dionysische Attacke vorangetrieben. Hat der Archäologe alle an der Nase herumgeführt? Dichotomische Struktur und dunkle Aphoristik lassen der Interpretation einen weiten Spielraum. Und dennoch: Es scheint neben (oder vor) den »dionysischen« Attitüden und avantgardistischen Sehnsüchten eine wahrhaftige Begeisterung für die »apollinische« Positivität zu geben.

Mit dem sicheren Gespür des Freundes hat Gilles Deleuze in seiner Rezension *Ein neuer Archivar* das positive Modell der *Archäologie des Wissens* benannt: die »serielle Methode, wie sie heutzutage von den Historikern angewandt wird«. Das Neue am »neuen, poetischen, romantischen Positivismus« der *Archäologie* wäre also projektive und jargonmäßige Applikation der seriellen Methodik auf den Gang des sedimentierten Geistes. Deleuze kennt das Verfahren: »Man muß die Serien verfolgen und die Ebenen durchqueren, sich nie damit zufriedengeben, die Phänomene und Aussagen bloß gemäß einer horizontalen oder vertikalen Dimension zu entwickeln, sondern die bewegliche Diagonale bilden, auf der sich der Archivar-Archäologe bewegt.« Kein Blick vom Angelus Novus kreuzt derart diagonale Hoffnungen. Als Maskottchen bietet sich eher, nach dem in der seriellen Musik verwendeten Konstruktionsprinzip, der Krebs an. Wie ein gut verschaltes Krustentier steht der Archäologe mit dem Rücken zur Geschichte, das Facettenauge gutgläubig nach vorn auf die jeweils letzten Modernismen gerichtet. Deleuze hat in seiner Besprechung nicht ohne Töne des Triumphs auf die Parallele zwischen der seriellen Geschichte und der diagonalen Dimension der Webernschen Musik hingewiesen: Beweis für die absolute Modernität der *Archäologie*. Damit befand er sich durchaus in Übereinstimmung mit Foucault, der, 1969 nach prägenden Einflüssen und einschneidenden Erlebnissen befragt, antwortete:

Wenn meine Erinnerungen exakt sind, bekam ich den ersten großen kulturellen Choc durch französische Vertreter der seriellen und Zwölftonmusik – wie Boulez und Barraqué, mit denen ich freundschaftlich verbunden war. Sie haben mich zum ersten Mal aus dem dialektischen Universum herausgerissen, in dem ich gelebt hatte. (SW, 22)

Was bei Webern noch Mittel einer verhaltenen Lyrik, einer Komposition der Knappheit war, bei einigen seiner französischen Nachfolger bereits sich zu verselbständigen begann, wird nun zur reinen, importierbaren und exportierbaren Methode stilisiert. Nicht nur vergißt eine solche Ästhetisierung, daß Geschichte mit mehr als einigen Binarismen oder zwölf Tönen spielt; die Perturbationen der »bürgerlichen« Kultur und ihrer Avantgarden werden zugleich »naiv« als kosmische Desaster dargeboten. In bombastischer Manier wird die ausgeglühte Mutter Erde als Bühne der Erschütte-

rungen des Pariser »Eloquenzsystems« (Jane Kramer) herbeizitiert – so in *Der Faden ist gerissen*:

Machen wir uns frei, um denken und lieben zu können, was sich in unserem Universum seit Nietzsche mit Donnerrollen ankündigt: ungebändigte Differenzen und ursprunglose Wiederholungen, die unsern alten erloschenen Vulkan erschüttern; die seit Mallarmé die Literatur gesprengt haben; die den Raum der Malerei zerklüftet und vervielfältigt haben (mit Rothkos Teilungen, Nolands Streifen, Warhols Serien); die seit Webern die feste Linie der Musik endgültig gebrochen haben; die alle Zeitenbrüche unserer Welt ankünden.

Zum soundsovielten Male ernstmachend mit Rimbauds munterem Satz »Il faut être absolument moderne«, überbieten sich die Devotionen gegenüber der Neuen Musik, der Neuen Malerei, der Neuen Biologie, der Neuen Geschichte. Aber die Konjunkturen der Nouveautés gerade auf dem Theoriekultur-Sektor (dazu gehört – Foucault würde sicher zustimmen – auch seine *Archäologie des Wissens*) haben sich eine Weile lang dermaßen beschleunigt, daß die Entwürfe neuer Positionen in dieser Perspektive selber seriellen Charakter annahmen. – Der seither stattgehabte Ausverkauf neuer Philosopheme hat allerdings gezeigt, daß es wohl doch allein Foucaults ingenösen Adaptationen vergönnt sein wird, die jüngste Reihe Pariser Novitäten zu überdauern.

Schriften Foucaults

- Psychologie und Geisteskrankheit* [1954], Frankfurt: Suhrkamp 1968. (PG)
Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft [1961], Frankfurt: Suhrkamp 1969. (WG)
Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks [1963], München: Hanser 1973. (GK)
Raymond Roussel, Paris: Gallimard 1963. (RR)
Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften [1966], Frankfurt: Suhrkamp 1971. (OD)
Archäologie des Wissens [1969], Frankfurt: Suhrkamp 1973. (AW)
Die Ordnung des Diskurses [1971], München: Hanser 1974. (Diskurs)
Dies ist keine Pfeife [1973], München: Hanser 1974.
Der Fall Rivière, hrsg. von Michel Foucault [1973], Frankfurt: Suhrkamp 1975.
Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses [1975], Frankfurt: Suhrkamp 1976.
Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen [1976], Frankfurt: Suhrkamp 1977.

Aufsatzsammlungen

- Von der Subversion des Wissens*, hrsg. von Walter Seitter, München: Hanser 1974. (SW)
Mikrophysik der Macht. Über Straffjustiz, Psychiatrie und Medizin, Berlin: Merve 1976.
Der Faden ist gerissen (zusammen mit Gilles Deleuze), Berlin: Merve 1977.
Über verschiedene Arten Geschichte zu schreiben [1967], in: Adelbert Reif (Hrsg.), *Antworten der Strukturalisten*, Hamburg: Hoffmann und Campe 1973.

Zusätzliche Literaturangaben

- Améry, Jean, »Wider den Strukturalismus. Das Beispiel des Michel Foucault«, in: *Merkur*, 300, 1973.
- L'ARC, 70, *La crise dans la tête*, Paris 1978.
- Baudrillard, Jean, *Oublier Foucault*, Paris 1977.
- Böckelmann, Frank, Dietmar Kamper, u. a., *Das Schillern der Revolte*, Berlin 1978.
- Bühl, Walter L. (Hrsg.), *Funktion und Struktur. Soziologie vor der Geschichte*, München 1975.
- Burgelin, Pierre, »L'archéologie du savoir«, in: *Esprit*, 35, 1967.
- Châtelet, François, »L'archéologie du savoir«, in: *La Quinzaine Littéraire*, 72, 1969.
- Descombes, Vincent, *Das Selbe und das Andere. Fünfundvierzig Jahre französischer Philosophie (1933–1978)*, Frankfurt 1980.
- Furet, François, »Die quantitative Geschichte und die Konstruktion der historischen Tatsache«, in: M. Bloch u. a., *Schrift und Materie der Geschichte*, Frankfurt 1977.
- Guédez, Annie, *Foucault*, Paris 1972.
- Habermas, Jürgen, »Über das Subjekt der Geschichte«, in: *Kultur und Kritik*, Frankfurt 1973.
- Hahn, Roger, »Divinatio et Eruditio: Thoughts on Foucault«, in: *History and Theory*, 13, 1974.
- Honegger, Claudia, »Geschichte im Entstehen. Notizen zum Werdegang der Annales«, in: M. Bloch u. a., *Schrift und Materie der Geschichte*.
- Kremer-Marietti, Angèle, *Michel Foucault. Der Archäologe des Wissens*, Frankfurt 1976.
- Kurzweil, Edith, »Michel Foucault: Ending the Era of Man«, in: *Theory and Society: Renewal and Critique in Social Theory*, 4, 1977.
- Le Bon, Sylvie, »Un positiviste désespéré: Michel Foucault«, in: *Les Temps Modernes*, 22, 1967.
- Lecourt, Dominique, *Kritik der Wissenschaftstheorie*, Berlin 1975.
- Piaget, Jean, *Le structuralisme*, Paris 1968.
- Puder, Martin, »Der böse Blick des Michel Foucault«, in: *Neue Rundschau*, 83, 1972.
- Reinke-Köberer, Ellen K., »Schwierigkeiten mit Foucault«, in: *Psyche*, 33, 1979.
- Reiter, Josef, »Der »endgültige« Tod Gottes. Zum Strukturalismus von Michel Foucault«, in: *Salzburger Jahrbuch für Philosophie*, 14, 1970.
- Russo, François, »L'archéologie du savoir de Michel Foucault«, in: *Archives de philosophie*, 36, 1973.
- Said, Edward W., »Linguistics and the Archaeology of Mind«, in: *International Philosophical Quarterly*, 11, 1971.
- Seitter, Walter, und François Lapointe, »Bibliographie der Schriften über Michel Foucault«, in: *Philosophisches Jahrbuch*, 81, 1974.
- Seitter, Walter, »Ein Denken im Forschen. Zum Unternehmen einer Analytik bei Michel Foucault«, in: *Philosophisches Jahrbuch*, 87, 1980.
- Shaffer, Elinor S., »The Archaeology of Michel Foucault«, in: *Studies in History and Philosophy of Science*, 7, 1976.
- Veyne, Paul, »Foucault révolutionne l'histoire«, in: ders., *Comment on écrit l'histoire*, Paris 1979.
- Wahl, François (Hrsg.), *Einführung in den Strukturalismus*, Frankfurt 1973.
- White, Hayden, »Foucault Decoded: Notes from Underground«, in: *History and Theory*, 12, 1973.